

Dieses Buch gehört:



Foto: © cbj, München

Enid Blyton, 1897 in London geboren, begann im Alter von 14 Jahren, Gedichte zu schreiben. Bis zu ihrem Tod im Jahre 1968 verfasste sie über 700 Bücher und mehr als 10 000 Kurzgeschichten. Bis heute gehört Enid Blyton zu den meistgelesenen Kinderbuchautoren der Welt. Ihre Bücher wurden in über 40 Sprachen übersetzt.

Von Enid Blyton ist bei cbj folgende Serie erschienen:

»Fünf Freunde« (70 Bände)

Enid BlytonTM
Fünf Freunde

**3 Abenteuer
in einem Band**

Illustriert von
Bernhard Förth





Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage 2015

© 2015 cbj Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House, München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Als Einzelbände erstmals erschienen 2012 unter den Titeln:

- »Fünf Freunde und das Geisterschiff«,
- »Fünf Freunde jagen den Vampir« und
- »Fünf Freunde und der Fluch der Wikinger«.

Die Geschichten wurden von Sarah Bosse geschrieben.

Enid Blytons Unterschrift und »Fünf Freunde«
sind eingetragene Warenzeichen von Hodder and Stoughton Ltd.

© 2015 Hodder and Stoughton Ltd.

All rights reserved

Lektorat: Andreas Rode

Illustrationen: Bernhard Förth

Umschlaggestaltung: Atelier Langenfass, Ismaning

jk · Herstellung: AJ

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-17184-4

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Inhalt

Fünf Freunde und das Geisterschiff

9

Fünf Freunde jagen den Vampir

157

Fünf Freunde und der Fluch der Wikinger

311

Fünf Freunde und das Geisterschiff

Tante Fanny kriegt Besuch

Tante Fanny machte ein gequältes Gesicht und rang sich ein Lächeln ab. »Ich sehe doch, dass ihr raus wollt. Geht nur.«

»Ist das wirklich okay?«, fragte Richard unsicher. »Du hast doch gesagt, dass du Migräne hast, und du hast doch bestimmt einiges vorzubereiten, wenn du nachher Besuch bekommst.«

Tante Fanny winkte ab. »Das ist lieb von dir, Richard, dass du dir Gedanken machst, aber es kommen doch nur zwei Nachbarinnen zum Tee. Da betreibe ich keinen großen Aufwand.«

Julius grinste. »Willst du uns damit auf freundliche Art sagen, dass wir doch nur im Weg sind?«

Jetzt lachte Tante Fanny, fasste sich aber gleichzeitig an die Schläfe. »Nein, Julius, so war das nicht gemeint. Ihr seid mir nie im Weg. Im Gegenteil, ich freue mich immer sehr, wenn ihr uns in der Felsenbucht besuchen kommt.«

»Sind deine Kopfschmerzen denn immer noch so schlimm, Mutter?«, fragte Georg. »Vielleicht solltest du deinem Besuch lieber absagen?«

Tante Fanny schüttelte mit einer vorsichtigen Bewegung den Kopf. »Ich werde mir das Kuchenbacken sparen und mich noch ein wenig hinlegen. Die Damen werden es verschmerzen, wenn sie zum Tee nur Shortbread bekommen. Das habe ich noch fertig in der Dose.«

»Ich kann doch einen Kuchen backen!«, rief Anne spontan. Sie warf einen kurzen Blick aus dem Fenster und rümpfte die Nase. »Bei dem Wetter habe ich sowieso keine große Lust, an den Strand zu gehen. Ich bleibe gern hier.«

Anne ist eine richtige kleine Hausfrau, ging es Georg durch den Kopf. Sie selbst konnte kein Wetter der Welt davon abhalten, hinauszugehen, hinaus an ihren geliebten Strand. Zum Glück war ihr Hund Tim dabei immer ein treuer Begleiter. Und nun waren auch noch ihre Cousins Julius und Richard mit von der Partie. Sie verbrachten zusammen mit ihrer Schwester Anne einmal mehr die Ferien bei ihrer Tante Fanny und ihrem Onkel Quentin in der Felsenbucht.

»Ich weiß gar nicht, was Anne hat«, sagte Georg, als sie zusammen mit Tim und den Jungen auf dem Weg zum Meer war. »Da haben wir

doch nun wirklich schon schlimmeres Wetter erlebt.« Sie zog sich die Kapuze über den Kopf.

Julius nickte und nahm seine Mütze aus der Jackentasche, während er in den feinen Nieselregen blinzelte. »Stimmt. Sogar richtig schwere Stürme haben wir hier an der Felsenküste schon gehabt.«

Nur Richard fröstelte ein wenig und zog die Schultern hoch, als sie über den Uferweg liefen. »Aber grau in grau ist es schon.«

Jetzt lachte Georg. »Der Trick ist, dass man jedes Wetter so nehmen muss, wie es ist, denn man kann ja sowieso nichts dran ändern. Und man muss bei jedem Wetter raus und Sauerstoff tanken. Denn auch wenn man's nicht glauben mag: Die Sonne scheint trotzdem!«

»Aber die Wolken dürften ihre Strahlen heute ruhig hin und wieder hindurchlassen«, entgegnete Richard, der sich ärgerte, dass er keinen dickeren Pullover angezogen hatte. Doch zum Glück war es heute ja nicht windig. Als sie den Wassersaum erreicht hatten, sahen sie, wie ruhig das Meer war. Nur kleine Wellen leckten rhythmisch und leise an den Felsen.

Georg stellte sich in den groben Kies, gerade so nahe an der Wasserlinie, dass die Wellen ihre Füße nicht erreichen konnten, und breitete die Arme aus. »Ist das nicht herrlich?«, rief sie und atmete tief durch die Nase ein. »Das ist doch allemal besser als die stickige Luft im Internat.«

Tim begann derweil, das Meer zu verbellen. Das machte er oft so. Es war wie ein Begrüßungsritual.

Julius fand, dass Georg ein wenig übertrieb. Auch während der Schulzeit, die sie im Internat verbrachten, waren sie viel an der frischen Luft. Sport und Bewegung wurde nicht nur an der Schule der Jungen großgeschrieben, sondern auch bei den Mädchen. Das wusste Julius. Und außerdem wohnte ja Tim bei Georg im Internat und der musste dreimal am Tag seinen Spaziergang haben.

Dennoch. Er wusste, was Georg meinte. Hier am Meer in der Felsenbucht, da ergriff sie alle immer wieder das Gefühl von Weite und Freiheit. Und sie genossen viel Freiheit, wenn sie in den Ferien hier waren, das musste er zugeben.

Die Weite jedoch war heute nur zu erahnen.

Wie Richard bereits richtig festgestellt hatte, war der Himmel grau in grau. Dichter Dunst entzog den Horizont ihren Blicken.

Wie immer begann Georg, kaum dass sie am Strand war, nach allem zu suchen, was nur irgendwie interessant sein könnte. Schon bald hatte sie eine Angelschnur gefunden, die sich zwischen den dickeren Steinen gefangen hatte, und begann eifrig, diese zu entwirren. Doch dann kam sie an einen Knoten, den sie einfach nicht auseinanderbekam. Kopfschüttelnd knubbelte sie die Schnur zusammen und steckte sie in die Anoraktasche.

»Warum nimmst du die Schnur denn mit, wenn du sie nicht entwirren kannst?«, wollte Richard wissen. »Die ist doch zu nichts mehr zu gebrauchen.«

Georg fixierte ihren Cousin mit ernstem Blick. »Es ist eine ganz schlimme Unsitte, Angelschnüre als Müll zurückzulassen. Seevögel können sich darin verfangen und elend zugrunde gehen. Ich werde die Schnur nachher in den Abfalleimer werfen.«

Damit ließ sie Richard stehen, um sich wei-

ter der Suche nach interessantem Strandgut zu widmen.

Typisch Georg, dass sie so weitsichtig ist, dachte Richard und schaute ihr nach.

Julius interessierte sich mehr für Steine und Fossilien. Er hatte am Kiesstrand schon so manchen Schatz gefunden. Sein schönstes Exemplar war ein Bernstein, groß wie ein Toffee-Bonbon, den er unter den staunenden Blicken der Mitschüler stolz im Erdkundeunterricht präsentiert hatte.

Neugierig bückte er sich, um die Steine von Nahem zu betrachten. Verbarg sich im Kies auch heute wieder ein besonders schönes Exemplar? Ein Stein, in den das Salzwasser in Jahrtausenden ein Loch hineingefressen hatte? Einer, den das Meer kugelrund geschliffen hatte? Einer mit funkelnden Glitzerkristallen? Julius spähte so intensiv nach den Steinen, dass ihm beinahe schwindelig wurde.

Richard hatte sich inzwischen etwas weiter weg zwischen die größeren Felsen gehockt. Dort tummelten sich jede Menge kleiner Krebse. Es machte ihm Spaß, ihnen zuzuschauen, wie sie

versuchten, an den glatten Steinen emporzuklettern. Außerdem kam es ihm hier wärmer vor.

Manche Krebse hatten sich halb in den Sand gegraben, der sich zwischen den Felsen angesammelt hatte, und lagen regungslos da. Erst als Richard mit der Fingerspitze nach ihnen langte, krabbelten sie weiter, noch ehe sein Finger sie berührt hatte.

In Gedanken fing Richard an, ihnen Namen zu geben. Der hartnäckige August versuchte unermüdlich, an einem Stein hochzuklettern, rutschte aber immer wieder ab. Der träge Oskar bewegte sich nur sehr langsam von der Stelle, während der kampflustige Wilbur seine Scheren in die Höhe reckte, sobald Richard seine Fingerspitze ins Wasser tauchte.

Als der kleine blassrosa Krebs sich ein Stück zur Seite bewegte, entdeckte Richard plötzlich einen Belemniten, den die Wellen zwischen die Steine getragen hatten. Schnell tauchte er seine Hand ins Wasser und fischte ihn heraus. Wenn nur der Krebs ihn nicht zwickte! Julius würde neidisch sein!

»He, Julius!«, rief er zu seinem Bruder hinüber.

»Schau mal, was ich gefunden habe! Einen Belemnit! Und was für ein Riesenteil! Da staunst du, was?«

Richard richtete sich auf, weil er neugierig auf Julius' Reaktion war. Er hatte gar nicht bemerkt, dass inzwischen dichter Nebel aufgezogen war. Von seinem Standpunkt aus konnte er seinen Bruder, der am Wassersaum im Kies kauerte, kaum mehr ausmachen. Nur schemenhaft erkannte er Julius' Silhouette. Von Georg war nichts zu sehen. Schnell kletterte er über die Felsen zum Strand und lief zu seinem Bruder.

»Meine Güte, was für ein Nebel!«, sagte Julius. »Er muss in null Komma nichts aufgezogen sein, ich habe es gar nicht bemerkt. Gespenstisch ist das.«

»Allerdings«, bestätigte Richard. Plötzlich klangen alle Geräusche viel dumpfer. Es war, als wären sie in eine dicke Wattehülle gepackt worden. »Wo steckt eigentlich Georg?«

Julius streckte den Arm aus. »Ich hab sie zuletzt irgendwo dort hinten rumlaufen sehen. Aber das heißt gar nichts.«

Im selben Moment ertönte aus der Ferne ein



Nebelhorn. Ein Schiff schickte den tiefen Ton von weither durch den Nebel zu ihnen. Dann verhallte der Ton langsam, bevor ein zweiter folgte.

Richard spürte eine Gänsehaut den Rücken heraufkriechen. Eine Anspannung ergriff ihn, die ihn alle Sinne schärfen ließ. Im diffusen Licht des Nebels hielt er nach Georg Ausschau.

Julius hielt sich die Hände wie einen Trichter vor den Mund und rief nach seiner Cousine.

Gleich darauf hörten sie Schritte im Kies und eine Gestalt löste sich aus dem Nebel. Georgs

roter Anorak war jetzt deutlich zu erkennen und auch Tims wedelnder Schwanz. »Schon gut, hier bin ich doch!«, rief sie lachend. »Eine feine Waschküche haben wir hier, was?«

Richard rieb sich fröstelnd die Arme. »Sollten wir nicht lieber zum Felsenhaus zurückgehen?«

»Auf keinen Fall!«, protestierte Georg.

»Also, ich finde es ziemlich gruselig«, erklärte Richard.

»Aber das ist es doch gerade!«, rief Georg händereibend. »Das ist doch an sich schon ein feines Abenteuer.« Dann zeigte sie auf Richards Faust. »Hast du was gefunden?«

Richard hielt ihr die flache Hand hin. Georg nahm den Belemniten zwischen Daumen und Zeigefinger und staunte. »Wow, das ist aber ein ganz besonders schönes Exemplar! Wusstest du übrigens, dass diese Versteinerungen auch ›Donnerkeil‹ genannt werden? So einen großen habe ich jedenfalls noch nie gefunden. Behalte ihn. Donnerkeile bringen Glück, aber nur ...«

»... wenn man sie selbst findet«, ergänzte Richard grinsend den Satz. »Das hast du mir schon ein paar Mal erzählt.«

»Und?«, hakte Georg nach. »Hatte ich recht?«

Richard überlegte einen kurzen Moment.
»Wenn ich ehrlich bin, hatte ich schon eine Menge Glück in meinem Leben.«

»Siehst du«, sagte Georg und nickte.

In diesem Moment hörten sie ein Geräusch vom Wassersaum her. Ein rhythmisches Plätschern wie von einem kleinen Ruderboot.

Sofort drehten sich alle drei um, doch der Nebel gab die Sicht nicht frei. Zögernd wagten sie sich ein bisschen näher ans Wasser. Ungeduldig warteten sie. Wann würden sie endlich erkennen können, wo dieses Geräusch herkam?

Doch ihre Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Richard meinte schon, es nicht mehr aushalten zu können, als sich plötzlich zwei weiße Umrisse aus dem Nebel lösten. Die Freunde lächelten, als sie die beiden majestätischen Schwäne erkannten, die da im Gleichschlag nebeneinander schwammen.

»Was für schöne Tiere!«, flüsterte Georg begeistert. »Wusstet ihr, dass Schwanenpaare für immer zusammenbleiben?«

Sie hielt Tim vorsichtshalber am Halsband zu-

rück, aber der kam nicht einmal auf den Gedanken, die Schwäne zu verbellen.

Richard staunte: »Ist das wirklich so?«

Auf einmal machte Georg ein trauriges Gesicht. »Vor einigen Jahren war der Winter so hart und schneereich, dass hinterher lauter tote Schwäne am Strand lagen. Sie hatten sich in den Schnee geduckt, um sich zu schützen, und sind erfroren, verhungert oder erstickt.«

»Die Natur kann wirklich grausam sein«, meinte Julius. Er betrachtete die beiden weißen Vögel nachdenklich. Plötzlich fiel ihm etwas auf: Die Schwäne wurden von stärkeren Wellen auf und nieder getragen. Er spähte in den Nebel, konnte aber nicht sehen, wer oder was diese Wellen verursachte. Doch er hörte ein Geräusch, das die Schwimmbewegungen der Schwäne überlagerte, und spürte wie sich die kleinen Haare auf seinen Armen aufstellten.

»Hört ihr das auch?«, fragte er die anderen.

Auch Tim hatte die Ohren gespitzt und witterte aufs Wasser hinaus.

»Da ist doch was!«, zischte Julius. »Fällt euch denn nichts auf?«

»Du hast recht, das Wasserplätschern hört sich anders an«, stellte Georg fest. »Kommt da ein Boot? Da ist noch ein Geräusch, es hört sich an wie... wie...«

»Wie das Knarren von Schiffsplanken, wenn ihr mich fragt«, flüsterte Richard. »Habt ihr aus der Richtung ein Nebelhorn gehört? Ich nicht.«

Georg zuckte die Schultern. »Bei solch einem Nebel ist es manchmal schwer, die Richtung auszumachen, aus der die Geräusche kommen.«

Doch das Knarren wurde jetzt immer deutlicher.

Georg spürte, wie Richard ihr die Finger in den Arm grub, als er gebannt in den Nebel hinaus starrte, aus dem sich jetzt der Schatten eines Einmasters löste.

Schnatternd nahmen die beiden Schwäne Reißaus. Tim fiepte und zitterte am ganzen Körper.

»Da ist tatsächlich ein Schiff!« Georg zeigte aufs Wasser hinaus.

Richards Klammergriff wurde fester. »Es sieht sonderbar aus, findet ihr nicht?«

Im selben Moment wurden sie von einem

kühlen Lufthauch erfasst, der vom Meer hereinwehte. Sie hörten das Segel schlagen.

Georg kniff die Augen zu Schlitzen zusammen. Was war das da oben am Mast? Eine zerfetzte Fahne?

»Ja, sehr sonderbar«, bestätigte Julius. »Und keine Menschenseele an Bord. Oder seht ihr jemanden?«

Doch als Richard nach Matrosen Ausschau halten wollte, war das Schiff auch schon wieder verschwunden, als hätte der Nebel es verschluckt.

Tim hatte sich inzwischen in den Kies geduckt und fiepte noch lauter.

Georg beugte sich zu ihm hinunter und streichelte ihm beruhigend über den Kopf. »Schon gut, mein Freund, das war nur ein Schiff.« Doch wenn sie ehrlich war, musste sie zugeben, dass sie selbst eine Gänsehaut bekommen hatte. Denn das war nicht irgendein Schiff gewesen. Dieses Schiff hatte etwas Unheimliches an sich gehabt, und das lag nicht nur am Nebel.

Das Geisterschiff

»Ach, du lieber Himmel!« Anne hielt Georg, Tim und den Jungen die Tür sperrangelweit auf. »Ihr seht ja aus, als wäre der Teufel persönlich hinter euch her.«

Damit liegst du gar nicht so falsch, dachte Richard, der in der Tat Angst gehabt hatte, als sie zum Felsenhaus zurückgelaufen waren. Hinter jedem Baum, hinter jedem Busch, der sich am Wegesrand aus dem Nebel gelöst hatte, hatte er eine Gestalt vermutet, und jeder Lufthauch, der seinen Hals entlanggestrichen war, war ein Griff einer eisigen Geisterhand. Womöglich würden sie sich gar im Nebel verlaufen?

Erst als das Felsenhaus in Sicht kam, hatte er aufatmen können.

Anne packte ihn am Arm und zog ihn ins Wohnzimmer, wo in dem alten Ofen ein heimeliges Feuer hinter der Glasscheibe prasselte. »Wärm dich erst mal auf, du siehst ja vollkommen durchgefroren aus«, sagte Anne in mütterlichem Ton. Dann zeigte sie auf die munter tan-

zenden Flammen im Ofen. »Hab ich angemacht, weil Tante Fanny mich drum gebeten hat, und es hat gleich beim ersten Versuch geklappt«, verkündete sie stolz.

Julius hob den Daumen. »Bravo. Aber du hast ja auch gute Lehrmeister.«

»Falls du darauf anspielst, dass es manchmal doch praktisch ist, ältere Brüder zu haben, dann muss ich dir ausnahmsweise mal zustimmen«, antwortete Anne schnippisch.

Georg blickte sich suchend um, während sie den Anorak auszog. »Hat meine Mutter nicht Besuch erwartet?«

Anne zuckte die Schultern. »Die Damen haben wegen des Nebels abgesagt. Sie haben gesagt, dass sie sich nicht aus dem Haus trauen. Ich glaube, Tante Fanny war nicht böse drum. Ihre Kopfschmerzen sind immer noch so schlimm. Sie hat sich hingelegt.« Dann wandte sie sich an Richard. »Du hast Glück. Tante Fanny hat gesagt, wir dürfen uns über den Kuchen hermachen.«

Richard setzte eine Unschuldsmiene auf, während er spürte, dass die wohlige Wärme, die das prasselnde Holzfeuer ausstrahlte, endlich durch

seinen Körper kroch. »Wieso guckst du *mich* dabei so an?« Er rieb sich die Hände. »Was haltet ihr davon, wenn wir es uns hier vor dem Ofen gemütlich machen?«

Damit waren natürlich alle einverstanden. Tim ließ sich behaglich brummend neben dem Ofen nieder und legte seine Schnauze auf die Vorderpfoten.

Georg schleppte rasch ein Beistelltischchen herbei, und Anne sorgte für Kuchenteller und Gabeln, während Julius den Kuchen aus der Küche holte.

Als endlich jeder sein Stück auf dem Teller hatte, wollte Anne es schließlich wissen. »Aber jetzt erzählt mir doch endlich, warum ihr vorhin wie vom Teufel gejagt hier hereingestürmt seid. Ist irgendetwas passiert oder habt ihr nur ein Wettrennen gemacht?«

Julius schluckte sein Kuchenstückchen hinunter. »Wir hatten eine sonderbare Begegnung. Nicht, dass wir Angst gehabt hätten, aber es war unheimlich.«

»Wenn ihr beide es nicht auch gesehen hättet, dann würde ich mich jetzt fragen, ob ich es

tatsächlich gesehen habe oder ob das alles nur Einbildung war«, sagte Georg nachdenklich.

»Was gesehen? Nun erzählt doch schon!«, rief Anne ungeduldig.

Julius beugte sich vor und vergewisserte sich, dass Tante Fanny nicht hereinkam. »Ein Schiff, Anne. Es kam aus dem Nebel.«

»Du willst mich wohl vergackeiern, mein lieber Bruder. Es ist wohl nichts Besonderes daran, am Strand ein Schiff zu sehen. Und wenn es neblig ist, dann muss es zwangsweise aus dem Nebel kommen.« Sie lehnte sich mit verschränkten Armen zurück und schob schmollend die Unterlippe vor.

Jetzt meldete sich Richard zu Wort. »Wir wollen dich nicht veräppeln, Anne. Du kannst dir das nicht vorstellen. Dieses Schiff war... es war... ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll. Es wirkte wie ein Geisterschiff. Kein Mensch an Bord, und die Fahne am Mast war total zerfetzt, als sei sie schon uralt.«

»Ja«, schaltete sich Georg ein. »Da hat Richard recht. Wie ein Geisterschiff war das. Auch Tim hatte Angst. Das Schiff sah aus, als käme es aus

einer vergangenen Zeit. Sehr altmodisch. Und das Knarren der Planken, das klang irgendwie gruselig.«

Anne schwieg. Sie hatte die anderen noch immer im Verdacht, dass sie sie auf den Arm nehmen wollten. Erst als Georg erklärte, sie habe von ihrem Vater einmal ein Buch über alte Schiffe geschenkt bekommen, das sie nun herunterholen wolle, war ihr klar, dass an der Geschichte etwas dran sein musste. »Aber pass auf, dass du deine Mutter nicht weckst«, mahnte sie und hielt sich den Zeigefinger vor die Lippen.

Es dauerte eine Weile, bis Georg das Buch gefunden hatte – sie war nicht unbedingt für ihren Ordnungssinn bekannt. Als sie zum Ofen zurückkehrte, war Richard bereits bei seinem zweiten Stück Kuchen.

Anne neigte den Kopf zur Seite, um den Titel des Buches zu lesen, das Georg sich nun auf den Schoß legte. *Vom Floß zum Luxusliner* stand darauf.

Ohne einen Ton zu sagen, begann Georg in dem Buch zu blättern. Der Kuchen war ihr jetzt vollkommen egal. Die anderen aßen schweigend

weiter und warteten darauf, dass sie etwas fand. Nur Tim hatte sich aufgerichtet und wartete geduldig, dass vielleicht ein kleines Häppchen für ihn abfiel.

Als Georg das Buch von vorne bis hinten durchgeblättert hatte, schlug sie es mit einem Knall zu. Sie zögerte einige Sekunden und begann dann noch einmal von vorne.

»Konntest du nichts finden?«, erkundigte sich Anne.

»Ich bin nicht sicher«, murmelte Georg, ohne aufzublicken. Schließlich schlug sie eine Doppelseite auf und reichte das Buch Richard und Julius.

Georg tippte auf ein Bild. »Was meint ihr? Könnte es solch ein Schiff gewesen sein?«

Julius zog die Stirn kraus und überlegte. Er blätterte ein wenig hin und her und sah sich genau alle Zeichnungen und Bilder an, die auf den Seiten abgebildet waren.

Richard schaute ihm über die Schulter. Dann schloss er für einen kurzen Moment die Augen und versuchte, sich an das Schiff aus dem Nebel zu erinnern. »Irgendwie sah es so aus, ja. Es hatte

nur ein großes Segel, und wenn ich mich recht entsinne, dann hatte das Segel genau diese rechteckige Form – wie bei dem Schiff auf dem Bild hier.« Er sah sich die kleine Zeichnung noch einmal an. »Rundschiff des 13. Jahrhunderts«, las er vor. »13. Jahrhundert, das ist verdammt lange her.«

»Tatsächlich!« Julius hielt sich das Buch dichter vor die Augen. »Du hast recht, Richard. Dieses Schiff von vorhin sieht so ähnlich aus wie das hier. Aber auch nur so ähnlich, irgendwas war anders.« Sein Blick huschte ein weiteres Mal über die kleinen Abbildungen. Schließlich legte er sich das Buch auf die Knie. »So wie das hier!«, sagte er und zeigte auf eine der Illustrationen.

Georg beugte sich vor, um das kleine Bild genauer zu betrachten, das ihr vorher nicht aufgefallen war. »Stimmt. Diese Aufbauten an Bug und Heck, die hatte das Schiff auch. Eine Kogge!«

»Handelskogge des 14. Jahrhunderts«, las diesmal Julius vor. »Die Kogge war das beliebteste Schiff der Handelsflotten im Norden Europas.«

»Unsere Geisterkogge ist also ein Handelsschiff aus alten Zeiten«, wiederholte Richard

nachdenklich. »So was findet man heute doch eigentlich nur noch im Museum.«

»Apropos Museum.« Georg klappte den hinteren Buchdeckel auf und fischte ein Faltblatt heraus, das hinter der letzten Seite gelegen hatte. »Mein Vater hat mir dieses Buch im Schiffahrtsmuseum gekauft. Wir waren dort, als ich noch ein ganz kleines Kind gewesen bin. Ich kann mich kaum dran erinnern. Hier, das ist ein Prospekt davon. Das Museum ist in Wilsburg. Gar nicht so weit weg von hier.«

Julius warf einen Blick auf die alte Standuhr, deren Pendel sich hinter der Glasscheibe majestätisch hin- und herbewegte. »Heute können wir nicht mehr hinfahren, es ist schon zu spät. Was haltet ihr davon, wenn wir uns für morgen mal einen Ausflug ins Schiffahrtsmuseum vornehmen? Vielleicht ist es dann ja auch nicht mehr so neblig.«

Anne verzog die Mundwinkel, denn sie interessierte sich nicht sonderlich für die Schifffahrt. »Wir müssten erst einmal herausfinden, wie wir dorthin kommen. Mit welchem Bus wir fahren müssen, meine ich ...«

»Das ist kein Problem«, beruhigte Georg ihre Cousine. Sie sprang auf und holte einen Busfahrplan aus der Kommodenschublade. Sie brauchte nicht lange zu blättern, dann zeigte sie mit dem Finger auf die entsprechende Seite. »Wir brauchen nur den Bus bis in die Kreisstadt zu nehmen und steigen am Busbahnhof in die Linie 11 um.«

Richard wedelte mit dem Faltblatt des Museums. »Hier steht es auch. Die Linie 11 hält an der Küstenstraße und von dort ist es noch ein Fußweg von zehn Minuten.«

Anne seufzte. Sie wusste, dass es wenig Sinn hatte, Widerstand zu leisten. Wenn die anderen sich etwas in den Kopf gesetzt hatten, dann führten sie es auch durch. Vor allem, wenn sie ein neues Abenteuer witterten.

Damit war es beschlossene Sache, dass sie am nächsten Morgen den Bus um kurz nach neun nehmen würden.

Voller Tatendrang stürmten die Jungen am nächsten Morgen die Treppe hinunter, wo Georg und Anne bereits mit Tante Fanny und Onkel

Quentin am Frühstückstisch saßen. Die Sonne hatte den Nebel vertrieben und strahlte nun von einem blitzblauen Himmel.

Georg bemerkte, dass Richard einen fröhlichen Blick aus dem Fenster warf. »Freu dich nicht zu früh«, sagte sie. »Die Sonne lockt zwar, aber es weht ein kalter Wind. Ich war eben mit Tim draußen.«

Onkel Quentin räusperte sich. »Georgina hat mir gerade erzählt, dass ihr das Schifffahrtsmuseum besuchen wollt. Das höre ich gern. Die haben wirklich ein paar sehr eindrucksvolle und seltene Exponate dort.«

Tante Fanny schenkte den Jungen Tee ein. »Und ihr habt Glück. Quentin hat etwas in der Kreisstadt zu erledigen und kann euch bis zum Busbahnhof mitnehmen. Aber jetzt langt erst einmal kräftig zu, damit ihr für euren Ausflug gestärkt seid.«

Anne staunte über das Angebot ihres Onkels. Er musste sich schon sehr darüber freuen, dass sie in dieses Museum wollten. Normalerweise hatte er es nämlich nicht so gern, wenn Tim mit in seinem Auto mitfuhr.

»Kannst du dich noch an unseren Besuch im Schiffahrtsmuseum erinnern? An diese beeindruckenden Werkzeuge zum Beispiel, die bis in die Neuzeit von den Schiffszimmerleuten benutzt wurden?«, fragte Onkel Quentin seine Tochter.

Georg lachte. »Aber Vater! Ich war doch noch ein ganz kleines Mädchen, als wir dort waren – das ist schon ewig her! Außerdem hat sich dort im Laufe der Jahre sicher so einiges geändert.«

Als sie am Museum ankamen, wurde dieses gerade geöffnet. An der Kasse saß ein freundlicher, etwas dicklicher Mann, der ihnen neben den Eintrittskarten auch ein Faltblatt in die Hand drückte, auf dem ein Plan des Freilichtmuseums und der Ausstellungsräume abgebildet war. Er zeigte auf ein Schild mit einem roten Pfeil. »Dort beginnt der Rundweg durch das Museum, wenn ihr euch an den haltet, dann seht ihr automatisch die wichtigsten Exponate.« Dann lehnte er sich ein wenig aus dem kleinen Häuschen. »Den Hund müsst ihr aber an der Leine führen.«

Georg legte sich die Hand an die Schläfe wie

ein Matrose, wenn der Kapitän etwas befiehlt. »Aye, aye, Sir! Geht klar.« Dann warf sie stauend einen Blick auf das Faltblatt. »Wenn ich mich auch an fast nichts mehr erinnere, aber eins weiß ich sicher. So groß ist das Museum damals nie im Leben gewesen. Also, los, Leute, schauen wir, was die Welt der Schifffahrt uns zu bieten hat.«

Der Rundweg begann in den großen Ausstellungshallen und führte dann nach draußen, wo ein künstliches Hafenbecken geschaffen worden war, in dem einige Schiffe vor Anker lagen.

Überraschenderweise war es ausgerechnet Anne, die von der Ausstellung am meisten fasziniert war. So wenig Lust sie zunächst auf diesen Ausflug gehabt hatte – jetzt fesselte sie das, was sie hier zu sehen bekam, umso mehr.

Die Ausstellung in den Hallen führte die Freunde durch die Geschichte der Schifffahrt. Von den ersten Flechtbooten und ägyptischen Booten aus Zedernholz über die Schiffe der Wikinger und des Christoph Kolumbus bis hin zu den großen Ozeandampfern und Passagierschiffen wurde dort alles erklärt. Auch den Militär-

schiffen war eine Abteilung gewidmet. Alles war mit Bildtafeln und Zeichnungen genau illustriert. Fundstücke und Schiffsmodelle machten die Ausstellung erst so richtig interessant.

Da gab es zum Beispiel ein Stück eines konservierten Wikingerbootes, eines Langschiffes, auf dem einst Krieger und Händler im Nordwesten Europas über die Meere gefahren waren. Sogar ein Stück des Segels hatte man erhalten können. Nun lag es in einem Schaukasten unter einer Glasscheibe.

Auch Goldschmuck und Münzen, die man im Wrack eines mittelalterlichen Handelsschiffes gefunden hatte, waren zu sehen, ebenso wie der abgebrochene Mast eines Kriegsschiffes aus dem 18. Jahrhundert, in den das Meer seine Spuren genagt hatte.

Richard stellte sich staunend neben einen verrosteten Anker, der dreimal so hoch war wie er selbst. Von welchem riesigen Schiff musste der stammen!

Ein Museumsmitarbeiter mahnte ihn freundlich nickend, der Lichtschranke nicht zu nahe zu kommen, um die Alarmanlage nicht auszulösen.

Fasziniert sah Anne sich alles genau an und merkte gar nicht, wie die Zeit verging. All diese alten Gegenstände schienen spannende Geschichten zu erzählen, Geschichten eines florierenden Handels, Geschichten von Abenteuern auf hoher See, schöne Geschichten, aber auch traurige von Schiffsunglücken und Untergängen und vielen ertrunkenen Matrosen. Gedankenversunken betrachtete sie den Querschnitt der *Titanic*. Der riesige Passagierdampfer hatte als unsinkbar gegolten. Doch das hatte sich als Irrtum herausgestellt. Nach einem Zusammenstoß mit einem Eisberg war die *Titanic* innerhalb kürzester Zeit gesunken. Über tausend Menschen hatten dabei den Tod gefunden, weil nicht genügend Rettungsboote für alle Passagiere vorhanden gewesen waren. Anne war so gefesselt von diesem schicksalhaften Szenario, dass sie vollkommen vergaß, weshalb sie überhaupt hier waren.

Die anderen hatten sich derweil vor dem etwa ein Meter hohen, maßstabgetreuen Nachbau einer Handelskogge versammelt und diskutierten.

»Ich sage euch, genauso sah das Schiff im Nebel aus!«, zischte Richard. »Ein großes, recht-

eckiges Segel, diese Aufbauten ... ja, ich bin mir sicher.«

Georg kratzte sich an der Stirn. »Kann schon sein. Aber du hast jetzt das Bild aus dem Buch in Erinnerung und starrst außerdem bereits eine Weile auf dieses Modell hier. Bestimmt hat sich das schon eingepägt.«

Doch Julius winkte ab. »Ist doch egal, ob es exakt so ausgesehen hat oder nur so ähnlich. Auf jeden Fall kommt es dem Schiff aus dem Nebel sehr nahe.«

»Interessiert ihr euch für die Kogge?«, fragte plötzlich jemand hinter ihnen.

Sie hatten gar nicht gemerkt, dass der Mann aus dem Kassenhäuschen sich ihnen genähert hatte.

»Für die Kogge?« Erschrocken fuhr Georg herum. »Ja. Schon. Das ist wirklich eine tolle Nachbildung!« Sie fühlte sich irgendwie ertappt.

Der Mann verschränkte die Arme und betrachtete das Modell stolz. »Ja, in der Tat. Wir sind auch sehr stolz darauf, dieses Exemplar hier ausstellen zu dürfen.« Er ging um das Schiff herum und blickte in die interessierten Gesichter der Freunde.

Offenbar freute er sich, ihnen etwas erzählen zu dürfen. »Solche Schiffe benutzte man im 14. und 15. Jahrhundert im Norden Europas, um Handel zu betreiben. Diese Koggen wurden vor allem in den Küstengewässern eingesetzt, denn sie waren wendig und hatten relativ wenig Tiefgang.«

Er drehte sich um und wies auf ein Ölgemälde an der Wand. »Später nutzte man vor allem für größere Fahrten, auch über die See, solche Karacken, wie ihr eine auf dem Bild dort seht. Den Unterschied erkennt ihr schnell, oder?«



Wir sind hier doch nicht in der Schule, dachte Georg griesgrämig. Richard jedoch antwortete brav: »Na, klar, die Takelage. Die Kogge hier hat nur ein Segel, das Schiff auf dem Bild ist größer und hat auch noch am Fockmast und am Besanmast Segel.«

Der Museumswärter lächelte zufrieden. »Stimmt. Also, wenn ihr sonst noch Fragen habt, dann wendet euch gern an mich. Meine Mitarbeiterin sitzt jetzt an der Kasse, mich findet ihr hier oder in den Außenanlagen.«

»Ja, ich hätte da eine Frage«, meldete Julius sich zu Wort. »Wenn diese Koggen so praktisch waren, werden sie dann heute noch eingesetzt? Ich meine, gibt es noch Exemplare?«

Der Wärter sah mit einem Mal aus, als wollte er sich vor Lachen auf die Schenkel klatschen, aber er riss sich zusammen und beantwortete Julius' Frage freundlich lächelnd. »Aber nein, junger Mann. Der technische Fortschritt ist auch an der Schifffahrt nicht vorbeigegangen. Heutzutage, im Zeitalter des LKW, werden die meisten Güter auf der Straße transportiert. Und die Segelschiffe, die an der Küste noch für den Trans-



Enid Blyton

Fünf Freunde - 3 Abenteuer in einem Band
Sammelband 05

Gebundenes Buch, Pappband, 480 Seiten, 15,5 x 21,2 cm
ISBN: 978-3-570-17184-4

cbj

Erscheinungstermin: August 2015

Extra dick, extra günstig, extra geheimnisvoll

Die Fünf Freunde Anne, Georg (die eigentlich Georgina heißt), Richard, Julius und Tim, der Hund, geraten erneut in drei spannende Abenteuer. Ob sie unheimliches Geisterschiff erkunden, einer Vampir-Legende nachgehen oder einen Wikingerfluch untersuchen, bei diesen Freunden hat Langeweile keine Chance!

Enthalten sind die Einzelbände "Fünf Freunde und das Geisterschiff", "Fünf Freunde jagen den Vampir" und "Fünf Freunde und der Fluch der Wikinger".